

Waldrodung und Mehranbau

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **23 (1943-1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Waldrodung und Mehranbau.

Von Karl Alfons Meyer.

Nach dem alten Zürichkrieg nahm im Stand Zürich das Ausreuten von Wäldern derart überhand, daß es Hans Waldmann sofort nach Antritt seines Bürgermeisteramtes notwendig fand, dem „rütinen machen“ und „serlen“ (junges Holz für Zäune aushauen) durch ein Forstgesetz Einhalt zu tun. „Also dz nun hinfür niemand in den fronwälden, gemeinwerchen, noch in sinen eignen oder andern rechten hölzern särlen oder rüten sölle“. Das in seiner Art und für jene Zeit höchst bemerkenswerte erste Forstgesetz wurde zwischen Burgunder- und Schwabenkrieg erlassen, „damit die wäld und holz geschirmt und nit verwüst werden“. Es war ein Hauptanlaß zum Sturz Waldmanns. Damals wurde der gutmeinende, einsichtige Warner gefoltert und enthauptet — seit einigen Jahren aber ist er durch ein Denkmal geehrt.

Es gibt auch heute Leute genug, die jeden forstlichen Mahner am liebsten köpfen möchten. Und doch sollte zum mindesten anerkannt werden, daß die gegen hemmungslose, verfehlte und unfruchtbare Rodungen pflichtgemäß auftretenden Forstleute am allerweitesten von eigennütigen Beweggründen entfernt sind. Denn die Waldungen gehören ja nicht ihnen; sie sind vielmehr in der Schweiz zu fast drei Vierteln öffentlicher Besitz. Während jeder landwirtschaftliche Mehranbauer in der glücklichen Lage ist, durch seine mehr oder weniger ideale Arbeit für Vaterland, Gemeinwohl und Unabhängigkeit auch sich selbst und seiner Familie ein wenig zu helfen, bringt das Wirken der Forstleute ihnen nichts als vermehrte Beanspruchung und Anfeindung. Freilich sind sie es gewohnt, nie auf Dank zählen zu können. Ihr Planen muß mit den erst in Jahrhunderten reisenden Bäumen rechnen. Hormone, die deren Wachstum beschleunigen könnten, werden zwar gesucht und erhofft, sind aber trotz aller Versuche noch unwirksam. Der Baum läßt sich Zeit zur Reife; er ist, etwa mit Ausnahme der raschwüchsigen, leichthölzigen Pappel, sozusagen konservativ; er paßt schlecht in unsere Zeit, so bitter nötig sie ihn hat. — Unsere Zeit, die Gegenwart, das Heute kann unmöglich warten, sie drängt furchtbar. Denn es gilt für uns Schweizer, noch ein paar Monate oder ein Jahr, vielleicht zwei Jahre durchzuhalten — solange, bis über das Schicksal von Menschen und Bäumen wieder für ein Menschen-, ja hoffentlich ein Baumzeitalter, entschieden wird.

Zeit und Raum sind nach Kant nur Vorstellungsformen des menschlichen Geistes. Sei dem wie immer, der „Raum“ wird uns versagt, die „Zeit“, d. h. die Geschichte der Rodungen und der Holznot und der bösen Folgen der Entwaldung anzudeuten. Wir müssen uns auf einige Fragen beschränken, die gegenwärtig sehr wichtig sind.

Jedermann weiß, daß der Wald Brenn- und Bauholz liefert. Weniger bekannt sind hundertfache Verwendungen des Holzes, z. B. zur Gewinnung von Treibstoff, von Futtermitteln, von Zucker, von Gerbstoffen, von Textilien usw. Nicht minder wichtig sind aber Wirkungen des Waldes, die sich weniger leicht in Zahlen erfassen lassen. Dabei sei gar nicht an die schwer beweisbaren, ebenso oft geleugneten wie überschätzten Einflüsse auf Klima, Regen, Hagel und dergl. gedacht, wohl aber an die Bedeutung des Schußwaldes gegen Terrainrutschungen, Bodenentartung, Lawinen, Steinschläge, Muhrgänge, Verheidung und Vermoorung und die längst einwandfrei festgestellte Regulierung von Quellsbildung, Wasseraufnahme und Wasserabfluß, sodaß gut bewaldete Gegenden weder Überschwemmungen noch Trockenheit kennen. Der Wald bedingt überdies weitgehend unser schweizerisches Landschaftsbild; ohne ihn sind Verbundenheit mit Natur und Heimat kaum zu denken; er ist — und sollte es bleiben — der Ort, wo sich die städtische Bevölkerung (deren die Schweiz mehr zählt als „Hirten“) erholen kann. Mit Bergen und Seen zusammen bildet der Wald eine Voraussetzung der für unser rohstoffarmes und übervolktetes Land unentbehrlichen Fremdenindustrie. Namentlich für arme, stets von Entvölkerung bedrohte Berggemeinden bietet die Arbeit im Wald oft fast die einzige Erwerbsquelle, die einzige sichere Einnahme. Von Stützungsversuchen dieses echt schweizerischen Besitzes und dieser uralten, übrigens sehr gefährlichen Arbeit hat man noch kaum je gehört. Im Gegenteil: die gewaltigen Leistungen der Forstwirtschaft im ersten Weltkrieg, da Holz eine der seltenen Kompensationsmöglichkeiten bot, waren rasch vergessen. Mit der Öffnung der Grenzen und den immer leichteren Weltverkehrsmöglichkeiten gab es rasch wieder mehr als je Ersatzmittel für das altväterische Holz. Belächelt wurde, wer nicht mit Öl oder Butangas zu heizen begann. Vergeblich mahnte bis 1939 die Forstwirtschaft zu vermehrter Verwendung des Holzes für Bauten, als Brennstoff, für Schwellen usw., machte sie aufmerksam auf die ungeheuer wichtige Möglichkeit des Benzinersatzes. Es brauchte eine neue Notzeit; heute greift alles gern nach Holz, es kann lange nicht genug beschafft werden. Die Preisfrage ist nebensächlich geworden; wenig fehlt, daß den Warnern Vorwürfe dafür gemacht werden, daß man sie nicht anhörte. Genau so werden in wieder zwanzig Jahren die Forstleute angefeindet werden, weil sie zu wenig gegen die Übernutzung und Rodung des Waldes aufgetreten seien.

Jeder Vernünftige sieht ein, daß jetzt jeder einheimische Rohstoff bis auf's äußerste erfaßt werden muß. Unsere Unabhängigkeit hängt davon ab. Unser Land mit seinem an Rohstoffen armen und zu einem Viertel der Landesfläche (Gletscher, Felsen, Seen) ertragsunfähigen Gebiete liegt jetzt als Insel in einem verarmten und verhungernenden Europa. Es ist ein Wunder, eine Gnade, daß unsere Versorgung mit Lebensmitteln immer noch vergleichsweise gut ist; unsere öfter getadelten als gelobten Behörden haben sich als vorausschauend erwiesen. Doch wird mit jedem Monat wei-

terer Kriegsbauer die Lage bedenklicher, so sehr, daß ein die Schweiz befriedigendes Ende kaum möglich scheint.

Auch die Schweiz mußte notgedrungen den ihr nach ihrer Lage und Struktur fremden Weg zur Autarkie beschreiten. Der von Dr. Wahlen ausgearbeitete und mit Recht auf lange Kriegsbauer und Aufhören der Einfuhr abstellende Plan — die Tatsachen beginnen die schlimmsten Voraussichten zu übertreffen — hofft durch den von 180 000 Hektaren vor dem Krieg auf bis 500 000 Hektaren gesteigerten Anbau von Getreide, Kartoffeln, Gemüse die schweizerische Selbstversorgung mit Lebensmitteln zu gewährleisten. Natürlich hat Herr Wahlen alle denkbaren Beziehungen berücksichtigt; aber das Volk sieht stark vereinfachend und dadurch wohl Manches verwischend vor allem die Fläche. Es wäre ja auch unmöglich, die Intensivierung in Zahlen zu erfassen. In Zahlen aber liegt für die meisten Menschen erst die Rechtfertigung jeden Geschehens; Zahlen gelten als wahrer denn Worte und leider oft auch als Taten. Jedenfalls sind wir der landwirtschaftlichen Stelle dankbar, die sowohl Fläche wie Intensität und hundert andere Fragen berücksichtigt und uns das Grauen vor dem hier Mehr, dort Weniger in den unübersehbaren Wechselbeziehungen zwischen Gras und Acker, Anken und Käse, Fett und Fleisch, Obst und Eiern, Malz und Reben erspart. Nur eine Gefahr muß angedeutet werden: das flächenweise Denken auch bei den verlangten Waldrodungen. Es ist verhängnisvoll, wenn immer wieder erklärt wird, die vorgesehene Rodungsfläche von 12 000 Hektaren mache nur so und so viele Prozente aus, nämlich der ganzen Bewaldungsfläche der Schweiz; in Wirklichkeit fällt für Rodungen und Anbau nur das Mittelland in Betracht, dessen Wald bloß etwa ein Fünftel der gesamten Forstfläche beträgt. Man mutet den Landwirten nicht zu, Gemüse an der obern Waldgrenze im Gebirge oder in „Krächen“ und Tobeln zu pflanzen. Vom Forstwesen aber wird verlangt, daß es plötzlich ein Mehrfaches an Brenn- und Bau- und Papierholz liefere und zugleich seine bestgelegenen, ertragreichsten, oft mitten in vollem Zuwachs stehenden Wälder opfere. Außert der Forstmann Bedenken, so wird ihm meist gehässig Mangel an Eifer, wenn nicht böser Wille zugeschrieben. Aber er weiß, was alles auf Generationen hinaus gefährdet wird. Er vergißt nicht, daß Ausrottung des Waldes z. B. die Berge Dalmatiens, aus denen einst die Republik Venedig die Eichen für ihre Schiffsflotten, ja zuerst die Pfahlroste der Lagunenstadt selbst bezog, in öden, nackten Karst verwandelt hat. Einstige „Kornkammern“ wie Sizilien und Tunesien sind durch Raubbau weithin zu Wüsten gemacht worden. Weite Gebiete der spanischen Sierrren kennen seit ihrer Entwaldung nur Dürre oder aber Überschwemmung, weil die ausgleichende Wirkung der Wälder fehlt. Mit zahllosen Millionen und in mühevollster, oft vergeblicher Arbeit hat Italien in den letzten Jahrzehnten versucht, frühere Fehler gutzumachen, indem ausgewaschene, entblößte Hänge der Abruzzen wiederaufgeforstet werden. Oft kann dies trotz aller

Kosten nicht mehr gelingen. Bei uns haben anderthalb Jahrhunderte heißer Bemühung um die Waldfreundlichkeit des Volkes und um Abschaffung einst beliebter, aber für Wald und Boden verderblicher Servitute (Ziegen- und Schafweide, Streurechen) zu Erfahrungen geführt, die für die Schweiz nicht wieder verloren gehen dürfen. Der Forstmann hat die Pflicht, zu warnen. Sein Beruf ist entsagungsvoll, das Ziel seiner Arbeit erlebt er nie, er wirkt immer in undankbarer Gegenwart für eine ferne Zukunft; jene Enkel von Kindeskindern im Jahre 2150 werden nicht ahnen, welche Sorge es den lange zu Staub gewordenen Forstleuten von heute kostete, ihnen noch Reste von Eichwald zu bewahren. Unter großen Kosten und mit vieler Mühe ist es der schweizerischen forstlichen Versuchsanstalt gelungen, gemeinsam mit Kantonen und Gemeinden im ganzen Mittelland zusammen seit 1914 12 Hektaren Eichwald zu begründen, der heute aber meistens erst mannshoch ist. Die Rodungen weniger Monate haben jetzt schon ein Vielfaches dieser Fläche an viel älteren Eichwäldern zerstört. Wohl wird heute vorausschauend gern von Landesplanung gesprochen. Dem Forstmann wird es aber kaum einleuchten, wenn man sich jetzt schon Sorgen etwa um die Verlegung von Eisenbahnlinien oder um die zukünftige Stellung Zürichs im Weltluftverkehr macht, die Quelle des wichtigsten Rohstoffs, den Wald aber, von dem auch das Landschaftsbild hervorragend bestimmt wird, zu vergessen scheint. Gerade der Wald verlangt am ehesten Planung auf weiteste Sicht. Nicht nur, weil seine Erzeugnisse bis zur Reife 80, 100, ja 200 und noch mehr Jahre je nach Holzart brauchen; sondern auch weil Fehler in seiner Behandlung sich für Boden und Bestand bis ins siebente Glied rächen können und rasche Umstellungen wie bei einem Kabisfeld nicht möglich sind. Der Landwirt kann mit Jahreszeiten rechnen, der Forstwirt muß mit Menschenaltern zählen. Eine Gefahr freilich braucht er nicht zu fürchten: Holz wird Holz bleiben, während niemand vorhersehen kann, ob nicht Bahnen, Brücken, Kanäle, Autos, Flugzeuge in einem Jahrhundert technisch überholt sein werden, ob nicht die Ackerflächen wieder Gras oder gar Weide werden sollen.

Doch die Not der Gegenwart drängt. Nie war die Lage so gefährlich. Es wird heute den Forstleuten der Satz entgegengehalten: „*primum vivere, deinde philosophari*“, dem freilich der entschlossene Geist eines kühneren Ausspruchs entgegengehalten werden könnte: „*navigare necesse est, vivere non est!*“ Dürfen Jahrhunderte des Waldes der Not weniger Jahre geopfert werden? Diese Frage stellt heute das Forstwesen vor schwere Gewissenskonflikte. Dennoch wird es durchaus mithelfen, wenn uns der Plan Wahlen die Lebensmittel-Autarkie und damit eine heute besonders wichtige Voraussetzung zur Behauptung unserer Heimat verspricht. Über dieses Ziel kann es keine Diskussion geben: es ist notwendig, das Leben nicht!

Wir werden denn auch nicht fragen, weshalb nie von Autarkie der einheimischen Holzversorgung gesprochen wird. Eine solche wird, wenn je möglich, auf Jahrzehnte hinaus äußerst gefährdet sein. Die Verminderung

und Verschlechterung des Waldes wird das Landschaftsbild mancherorts ändern und allmählich schwere Schädigungen im Wasserhaushalt, an Boden und Terrain verursachen, sogar auch im örtlichen Klima. Andererseits würde ungenügende Ernährung die Gesundheit unseres Volkes untergraben und es reif machen zum Auseinanderfallen. Da gibt es für die schweizerischen Forstleute kein Abwägen. Es muß wirklich alles getan werden, um die Gegenwart durchhalten zu können. Dazu gehört aber auch eine Geistesverfassung, die nicht einen treuen, das Äußerste leistenden Berufsstand verdächtigt und gegen andere ausspielt. Es darf auch nicht „Rodung“ zum rechthaberischen Schlagwort werden. Notwendig ist, der Landwirtschaft möglichst viel bei möglichst geringer Schädigung der Forstwirtschaft zu geben, zum Heil des ganzen Landes. Auf beiden Seiten müssen starre Forderungen ruhigen Abwägungen von Fall zu Fall weichen. So darf z. B. nicht hochwertiger, mitten im besten Zuwachs stehender Eichwald einem nur vorübergehend beabsichtigten weit weniger wertvollen Acker geopfert werden, besonders dann nicht, wenn in der Nähe gleich geeigneter Boden zur Verfügung steht, der nur zuwachsarme, stockfaule Kottannen trägt. Es soll also nicht die Fläche ausschlaggebend sein, sondern Wert, Alter, Zuwachs des Bestandes. Auch muß abgewogen werden, ob nicht mit weniger Arbeitskräften und Gespannen ein nahe Streuried kulturfähig gemacht werden könnte usw. Wenn ferner die Forstwirtschaft gern der Rodung zerstreuter Wäldchen zustimmt, sollte auch landwirtschaftlich der Güterzusammenlegung und rationeller Bewirtschaftung zerstückelter Kleinflächen vermehrte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der Leiter der forstwirtschaftlichen Zentralstelle, Oberförster Winkelmann, hat auch die Frage aufgeworfen, ob im Notfall nicht eher auf die weiten Flächen besten Ackerbodens gegriffen werden könnte, die heute Wein- und Tabakbau einnehmen. Wäre es nicht leichter zu beantworten, Böden auf Nahrungsmittelerzeugung umzustellen, die ihrer jetzigen Kulturart innert weniger Jahre vollwertig zurückgegeben werden können? Mit Recht macht ferner der Waadtländer Nationalrat Melly in einer „Kleinen Anfrage“ darauf aufmerksam, daß heute auch Flächen gerodet werden, die noch jahrelang keinen Ertrag zu bringen vermögen; er sagt weiterhin: „Nehmen die Kommissionen, die die Gutachten hiefür abgeben, genaue Untersuchungen vor, um die Beschaffenheit des zu rodenden Bodens kennen zu lernen? Andererseits nehmen diese Rodungen der Landwirtschaft die so karg bemessenen Arbeitskräfte weg. Wäre es nicht vorzuziehen, den Mist und den wenigen Dünger, über den man heute verfügt, zur intensiveren Bebauung ertragsricheren Bodens zu verwenden, anstatt Geld, Arbeit und Mühe in unwirtschaftliche Grundstücke zu verschwenden, deren künftiger Ertrag sehr fraglich ist?“ — Der „Holzmarkt“ vom 25. Februar 1943 bringt mit Bildern belegte Beispiele von schweren Fehl-Rodungen. Bei Malters erwies sich eine gerodete Fläche als für den Ackerbau unbrauchbarer Kiesboden, dem nur die tiefwurzelnden Laub-

hölzer die Erzeugung wertvollen Holzes abzurufen vermocht hatten; ferner wird auf 28 Hektaren gerodeten Auenwalds im St. Galler Rheintal die Feinerde vom neu geschaffenen Ackerland rasch durch den häufig wehenden Talwind nutzlos verweht. Die heutige Verteilung von Wald und Acker ist eben meist das Ergebnis einer schon vor vielen Jahrhunderten wirksamen Erschöpfung und Beobachtung.

Gewiß gibt es noch viele Flächen, die leichter melioriert oder entwässert als gerodet werden können; es gibt auch landwirtschaftliche Betriebe, denen durch Beschaffung von Arbeitskräften, Saatgut, Dünger die Möglichkeit starker Ertragssteigerung gegeben werden könnte und müßte. Gerade auch bäuerliche Kreise regen solche Verbesserungen an, wie denn auch kleinbäuerliche Waldbesitzer am hartnäckigsten den Rodungen widerstreben — was eigentlich zu denken geben sollte.

Aber auch für den Waldbau stellen namentlich sein Lehrer an der eidg. Forstschule, Prof. Leibundgut, und der zürcherische Forstmeister Krebs zur Steigerung seiner Ertragsfähigkeit Forderungen auf, die wohl verdienten, als kleiner Plan Wahlen der Forstwirtschaft beachtet zu werden. Oberförster Winkelmann bemüht sich vor allem um die wirtschafts- und handelspolitischen Seiten des Rodungsproblems, während der wissenschaftliche Nachweis der Bodenentartung durch Rodungen, Waldfeldbau, landwirtschaftliche Zwischennutzung neuerdings besonders dem Leiter der eidg. forstlichen Versuchsanstalt, Dr. H. Burger, und dem Professor der Agrilkulturchemie H. Ballmann zu verdanken ist. Landwirtschaftlichen Schlagworten ist früher schon Ph. Flury entgegengetreten, indem er 1919 in einer wohl begründeten Arbeit den Beweis erbrachte, daß es nach dem damaligen Weltkrieg nicht heißen dürfe „Bodenverbesserungen oder Waldrodungen?“, sondern daß beides zusammen nötig sei. Eine ähnliche Antithese, nämlich den Aufsatz des Landwirts Dr. Baggli, „Acker oder Wald?“ (N. Z. Z., 18. August 1942), beantwortet Prof. Schädelin mit „Wald und Acker“ (N. Z. Z., 26. August 1942); unter dem gleichen Titel schrieb der Botaniker Prof. U. U. Däniker (Zürichsee-Ztg., 26. November 1942). — Krebs sah die Gefahr besonders darin, daß die Forstwirtschaft von bereits angegriffenem Kapital zehrt („Die Unbauschlacht in der Forstwirtschaft“, Schweiz. Z. f. Forstw., 1942). Als forstlich zu ergreifende Maßnahmen verlangt er Verdoppelung aller Aufwendungen für den Kulturbetrieb im Wald, Sicherstellung der Versorgung mit geeignetem Saatgut, beschleunigte Umwandlung aller Mittelwaldungen, vermehrte Nachzucht von Edelhölzern, Förderung der meistenorts extensiven Privatwaldwirtschaft, Einschränkung des Wildbestandes. — Leibundguts wohlbelegte Darstellungen („Waldbauliches über die Mehrnutzungen“ 1941, „Waldbauliches zur Rodungsfrage“ 1942) gipfeln ebenfalls in noch intensiverer Behandlung aller Wälder. Rodungs- und Aufforstungsfragen wären im Rahmen einer Landesplanung zu behandeln, bei der forstlichen Erwägungen das volkswirtschaftlich angemessene Gebiet eingeräumt würde. Prof.

Knuchel regt u. a. auch die Rodung der Mostobstwälder an; er betont, daß gegen die Rodung von Flächen, die als Wald wenig leisten, als Ackerland aber viel leisten könnten, forstlicherseits nichts eingewendet werde. In solchem Sinn erfüllt auch die Eidg. Oberforstinspektion ihre heute außerordentlich schwierigen Aufgaben.

Auf die schwere Komplexität der Probleme weist Ständerat Wahlen in einem höchst beachtbaren Vortrag vom 12. Februar 1943 (Schweiz. Landw. Monatsh., Nr. 3) neuerdings hin. Auch er will Anwendung der neuesten technischen und betriebswirtschaftlichen Erkenntnisse bis in den hintersten Bauernhof; praktische Ackerbau-Berater müssen überall helfen; auch er weist nachdrücklich auf den Umstand hin, daß mit geringeren Arbeitskräften und beschränkteren Mitteln ein Höchstmaß an Leistung erzielt werden muß (von diesem bösen Kreislauf aus denke man einmal an den Arbeiter- und Materialbedarf in Ländern, deren gesamte wehrfähige Mannschaft ständig unter Waffen steht!). Von forstlicher Seite ist natürlich zu bemerken, daß auch Rodungen wahrhaftig nicht von greisen Arbeitslosen ausgeführt werden können, geschweige Waldarbeiten, die jetzt schon durch Unfälle äußerst belastet sind.

Solche Andeutungen zeigen, daß nichts schematisch und bürokratisch geregelt werden kann und daß Verstehenwollen und gegenseitige Rücksichtnahme unerlässlich sind. Keinesfalls dürften Rodungen, worauf z. B. Oberförster Brodbeck hinweist, unter dem Vorwand vermehrter Nahrungsmittelerzeugung spekulative Verkäufe verschleiern. Gewiß tut die Forstwirtschaft das Mögliche, ja mehr, um gemeinsam mit der größeren Schwester, der Landwirtschaft, alles zu leisten, was für unsere schweizerische Familie heute notwendig ist, aber auch in Zukunft unentbehrlich sein wird.

Gottfried Keller war nicht Forstmann; aber er erkannte die Gefahr unüberlegter Rodungen. Er warnt die Seldwylers davor im „Verlorenen Lachen“. Als die Berghänge immer kahler wurden, fing es den Zukundus innerlich an zu frieren...

Andererseits wird Mancher sich jetzt erhört haben, wenn er verfolgte, wie das Problem im Nationalrat behandelt wurde. Die N. Z. Z. vom 6. April spricht von einem „Schiedsspruch zwischen Wald und Ackerland“, die „Gazette de Lausanne“ vom 7. April vom „combat des forestiers et des défricheurs“. Da seit dem Zürcher Oberst Meister und dem Freiburger Liechi die Forstwirtschaft keine berufs-eigenen Vertreter in der Bundesversammlung besitzt, darf sie umso dankbarer anerkennen, wie warm und fachkundig Meili ihren Standpunkt vertrat. Ihn unterstützten Melli und Schmid. Ersterer macht u. a. darauf aufmerksam, daß mit der Verminderung der Grasfläche die Rindviehzucht zurückgehe, womit auch der Dünger fehle, um gewonnenes Ackerland ertragsfähig zu machen. Schmid stellte fest, daß im Aargau der Rodungskommissär selbstherrlich sich nicht nur über das von den Forstbehörden ausgearbeitete Rodungsprogramm, sondern auch über Weisungen der eidg. Departemente und den Verteilungs-

schlüssel hinwegsetzte; auch wird unter dem Vorwand, Land für Brot und Kartoffeln bereitzustellen, Platz für Industrie gerodet. Diesen im forstlichen Sinn über das Heute hinausdenkenden Herren trat Graf entgegen, als starrer Kämpfer für buchstäbliche Einhaltung von Flächen und Zahlen des Anbauprogramms; er glaubt in der besorgten Warnung der Forstleute „nicht mehr zu duldennde Verschleppungstaktik“ zu sehen. Bundesrat Etter stellte die forstlicherseits ja auch gar nicht bestrittene Notwendigkeit des Mehranbaus fest, warnte vor den beidseitigen Übertreibungen und Mißgriffen und gab Zusicherungen, auf die gestützt Meili sein Postulat zurückzog. Von den bundesrätlichen Ausführungen war Graf ganz, Meili nur teilweise befriedigt.

Auf eine ebenfalls beschleunigte Rodung zur größtmöglichen Aufnung des Brennholzvorrats und Beschaffung von Bauholz verlangende Interpellation von Nobs antwortete Bundesrat Stampfli beruhigend, wenn auch den Fragesteller nicht befriedigend. Die zusätzliche Bereitstellung von drei Millionen Ster Brennholz nebst des Bedarfes an Bauholz ist für den Wald tragisch, wird aber versucht; nicht die Forstwirtschaft „sabotiert“, aber vielleicht der Mangel an Holzfällern. Wir wollen zum Wohl des Landes hoffen, daß die Herren Graf und Nobs nie gegen wirkliche „Saboteure“ des Plans Wahlen, wie Eiseheilige, Rässe, Hagel zu wettern brauchen.

Zu spät, um dem Postulat Meili noch Nachdruck geben zu können, doch gerade rechtzeitig, um die in Bern geschaffene Lage auf praktische Erfüllung ihrer Forderungen hin zu prüfen, tagte am 10. April zu Zürich in außerordentlicher Versammlung der Schweizerische Forstverein. Er wollte den Schlagworten positive Arbeit gegenüberstellen: ein Waldwegbauprogramm, das die volle Erschließung auch der Gebirgswaldungen ermöglicht, dringliche Vorschläge für Verbesserung der Waldwirtschaft usw. Von „Rodungen“ sollte im heißen Bestreben nach disziplinierter Mitarbeit im Rahmen des Plans Wahlen gar nicht gesprochen werden. Diese fromme Absicht konnte freilich nicht eingehalten werden: es kam zur Kritik; auch erwiesen sich die noch von Herrn Bundesrat Etter mitgeteilten Zahlen der Rodungskosten als bereits weit überholt. Überwog anfänglich die „Gironde“ der Gemäßigten, so kam unter dem Eindruck unverdienter Bloßstellung der Forstleute und unverantwortlichen Vorgehens bestimmter Rodungsfanatiker immer deutlicher der „Berg“ zum Wort. Den zahlreichen Sprechern dieses forstlichen Nationalconvents — wir erwähnen die Namen Brodbeck, Großmann, F. Schädelin, Jenny, Brunnhofer (Oberförster des „meistgeprüften“ Kantons Aargau), Marcuard, von Erlach, Jungo, Winkelmann, Ammon — stand einzig der Chef des Eidg. Meliorationsamtes, Kulturingenieur Oberst Strüby, gegenüber. Unseres Erachtens hätte auf seine höchst undankbare Aufgabe in dieser Versammlung mehr Rücksicht genommen werden sollen. Unsern Versöhnungsversuch hörte er nicht mehr. Trotzdem erwies sich, daß auch die erbittertsten „Jakobiner“ zur loyalsten Mitarbeit am Plan Wahlen bereit

sind, vorausgesetzt freilich, daß auch die Leistung des Waldes endlich anerkannt und sein Bestehen nach dem Krieg gewährleistet werde. In solchem Sinn überbrachte Oberforstinspektor Petitmermet beruhigende Erklärungen des Departementschefs.

Zusammenarbeit ist nicht ohne Opfer möglich. Mögen Heißsporne in beiden Lagern schließlich den guten Willen und die ernste Sorge der gegnerischen Fachleute einsehen. Uns fällt die weise Mahnung Hans Sachsens an Walther von Stolzing ein: „Ich bitt' Euch, laßt den Groll jetzt ruhn . . . Ihr habt's mit Ehrenmännern zu tun!“

Liebe und Wahrheit.

Zu Ludwig Binswangers „Grundformen und Erkenntnis
menschlichen Daseins“.

Von Emil Staiger.

Ludwig Binswangers „Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins“ (Nehans, Zürich 1942), dieses lang erwartete Buch, das als sein Lebenswerk gelten darf, hat in der schweizerischen Öffentlichkeit eine sehr geteilte Aufnahme gefunden. Eine führende schweizerische Zeitschrift hat sich sogar geweigert, „ein so abstruses Werk“ überhaupt rezensieren zu lassen. Es hält wohl schwer, sich gleich in dem unübersehbaren Reichtum zurechtzufinden. Der Autor hat gelegentlich selbst von einer Odyssee des menschlichen Daseins gesprochen. Mit Recht! Was hier in jahrzehntelanger Arbeit erworben wurde, wird man sich auch in Jahrzehnten erst ganz aneignen können. Die prinzipielle Bedeutung aber hätte man nicht übersehen dürfen, obwohl sie Binswanger, der sich allzu oft mit andern Denkern vergleicht und auseinandersetzt, eher verschleiert als scharf herausgearbeitet hat. Das Folgende ist ein Versuch, von den vielen Ergebnissen das eine mitzuteilen, das in der Geschichte der neuesten Philosophie von größtem Wert sein dürfte.

Es ist die Erhellung des Wesens der Liebe. Mit einer Unbeirrbarkeit, die bei dem intrikaten Thema aller Bewunderung würdig ist, wird in dem ersten, an die 250 Seiten zählenden Kapitel eine phänomenologische Beschreibung der höchsten Gnade unseres menschlichen Daseins vorgelegt. Beistand findet der Verfasser bei den Dichtern aller Zeiten, zumal bei Shakespeare, Goethe, Schiller, Elisabeth und Robert Browning und Rilke, zu deren Deutung er so viel Neues und Wesentliches beiträgt, daß der Literaturhistoriker sich nicht minder bereichert findet als der Psychologe und Philosoph.

Ein erster Abschnitt prüft die Räumlichkeit des liebenden Miteinander. Wir haben in Goethes „Divan“ gelesen, daß für Liebende Bagdad nicht weit ist. Wir kennen die tröstlichen Worte: „Ich bin bei dir, du seist auch